

„Wenn du denkst es geht nicht mehr, kommt irgendwo ein Lichtlein her“ (Rainer Maria Rilke)

Ein Lichtlein in der Dunkelheit

Ich stehe in einer tiefen Schlucht und sehe mich um. Rechts und links von mir sind nur Felswände zu erkennen und ich warte, doch worauf weiß ich selbst nicht. Vielleicht kommt jemand vorbei, aber wer? Wer sollte denn hier sein? Ich warte, doch es kommt niemand. Also bin ich alleine. Ich will weg von hier!

Die einbrechende Nacht färbt alles um mich herum dunkel und ich kann keinen Stern am Himmel sehen, auch der Mond ist hinter Wolken verschwunden. Die Erde wird kälter. Ich trage keine Schuhe und laufe los, um hier heraus zu finden. Ich laufe und laufe. Beim Laufen spüre ich die Steine und die Erde an meinen Füßen und mit meinen Hände ertaste ich die Felswände. Ich laufe weiter und die Kälte breitet sich immer weiter in mir aus. Einen geeigneten Platz zum Schlafen werde ich im Dunkeln nicht mehr finden und obwohl sich die Müdigkeit in mir spürbar macht, laufe ich weiter, damit ich diesen Ort hinter mir lassen kann. Weiter über Steine, Erde und Sand.

Es ist kalt, ich bin erschöpft und möchte nur noch schlafen. Doch meine Füße treiben mich voran und ich mache einen Schritt nach dem andere. Ich laufe und laufe, bis ich stolpere, hin falle und liegen bleibe. Ich gebe auf.

Dann sehe ich eine Wolke, die sich langsam rot färbt, noch eine und noch eine. Ich stehe auf und sehe ein kleines Lichtlein, einen kleinen, aber hellen Kreis. Ich laufe, nein ich renne, ich renne der Sonne entgegen. Die Strahlen, des zunächst so kleinen Lichtleins werden immer kräftiger und die letzten Meter in der Schlucht erscheinen mir kilometerlang. Endlich! Ich bin am Ende der Schlucht angekommen!

Die Felsen rechts und links von mir weichen zurück und ich blicke auf eine weite Graslandschaft, durch deren Mitte sich ein Fluss schlängelt. Ich sehe, wie sich die Sonne im Wasser spiegelt und die vielen kleinen Lichter alles erhellen. Mit meinen Händen schaufele ich mir das Wasser ins Gesicht, um mich zu vergewissern, dass ich nicht träume. Ich weiß nicht mehr, was ich denken soll. Die Stille, welche mich in der Schlucht begleitete, wird nun vom Gesang der Vögel verdrängt und die Sonne strahlt mit voller Kraft.

Ich setze mich zwischen die Wurzeln eines Baumes und lehne mich an seinen Stamm an. Mein Blick gleitet empor und ich beobachte, wie die vielen Vögel am Himmel fliegen und den Enten zusehen, die im Wasser mit ihren Flossen schlagen. Nie habe ich etwas Schöneres gesehen und auch, wenn ich müde bin, möchte ich meine Augen nicht schließen, aus Sorge, dass dieser Anblick verschwindet und ich mich wieder in der Schlucht befinde.

Leonie Schoch